

macht das Weib zum Mann, die Erbärmlichkeit des Alltagsmenschen wandelt sie in die Großherzigkeit des Helden, die im Unglück längst erstorbene Brust schwellt sie mit jugendlichen Gefühlen, das längst versiegte Auge macht sie weinen, das Herz des Greises lieben, die Brust des Feiglings muthvoll schwellen.

Die Erscheinung des wahren Künstlers ist in jeder seiner Rollen eine neue, aber in jedem neuen Gepräge eine durch und durch vollendete. Weibliche Unmuth und Zucht, geadelt durch priesterliche Würde, durch Heldensinn drückt sich bei Norma in jedem Schritt, in jeder Stellung, jeder Bewegung des Körpers aus, in Fidelio sehen wir gleich beim ersten bescheidenen Auftreten die weibliche Sanftmuth, welcher nur die Liebe Kraft gibt, das nur dem Weibe eigene ahnungsvolle Wesen, unverhüllt durch die Männerkleidung, und in den Momenten höchster leidenschaftlichen Erregung tritt auch die Weiblichkeit in höchster Glorie heraus, das liebende Weib denkt erst an die eigene Aufopferung, ehe sie die männliche Waffe gegen den Feind ergreift, man sieht das Widerstreben der weiblichen Natur, ja ihr Erliegen in der übernatürlichen Anstrengung, man sieht, daß nur die Liebe der Taube den Muth des Löwen giebt. Wie durch und durch umgeschaffen tritt nun dieselbe Künstlerin in Romeo auf! An der Spitze seiner Krieger tritt ein jugendlicher stolzer Held herein, er steht seinem Feinde entgegen, um Frieden mit ihm zu schließen. Festen kühnen Schritts, stolzer Haltung, die Kraft des Jünglings in den straffen Gliedern, den Nacken kühn gewendet, steht Romeo, bietet die Hand zum Frieden, und in dieser Bewegung der Hand liegt zugleich das volle Bewußtseyn, was der stolze Ghibelline mit seiner Freundschaft bietet, und er nennt den hohen Preis des Friedens unbefangen, denn wie groß er auch sey, der Stolz der Montecchi wiegt ihn auf. Er wird mit feindlicher Gesinnung zurückgewiesen, das Haupt zuckt empor, die Hand nach dem Schwerte, doch nur einen Augenblick, — der Gesandte der Montecchi ist ja der Liebende Romeo selbst, — er bittet, bittet um Versöhnung, um Julia, er neigt sich vor dem greisen Feinde, aber er erniedrigt sich nicht, der Stolz beugt sich unter der Allmacht der Liebe, — umsonst, — tiefer kann sich der Stolz nicht beugen ohne zu brechen, die Sehne des Bogens ist bis auf's äußerste gespannt, der Feind selbst legt den Pfeil auf den Bogen und — er trifft sein eigenes Haupt. „Nun denn, es sey!“ so richtet der beleidigte stolze Jüngling sich auf,

racheglähend, das Feuer sprüht aus seinen Augen, Hand, Mund verkünden den Tod des Feindes, dem er fest in's Auge blickt. Wer denkt daran, daß dieser Romeo ein Weib ist, ein thatenkühner Jüngling ist er, der mit seinem Arm eine Welt zerschmettern will, dessen Adern überswellen von Kraft, dem noch nichts zu groß dünkt, daß er es nicht überwältigen könne. Und so tritt er nun auch vor die Geliebte, sein Plan ist schon gefaßt, abgemacht, die Sicherheit der Liebe wie des Sieges hat ihn entworfen. Er bittet nicht, er macht nicht zärtliche Vorschläge, er sagt bestimmt: Julia, wir fliehen! An der Züchtigkeit des Mädchens findet er Widerstand, wie drückt sich der edle Unwille in jeder Bewegung aus. Er will sie nicht hören, er tritt an's Fenster, er stößt unwillig mit dem Fuße auf, nun tritt er vor sie, die Arme in einander geschlagen, sein Stolz, seine Liebe ist gekränkt, er fühlt nur wie er, der feurige Jüngling liebt, begreift nicht die Liebe der Jungfrau, welche in der Entsamung sich selbst aufzuopfern bereit ist. — — — Am Sarge Julia's betrachten wir Romeo noch einmal; — wie ist die stolze Blume geknickt, welche so frohlich dem Tage des Ruhmes und der Liebe entgegenblühte, — die überschwengliche Kraft des Jünglings vernichtet; sie reicht nur noch hin, das Leben, welches er haßt, verachtet zu opfern. — Aber noch im Dahinsterben, im Wiederfinden der Geliebten, Wiederfinden im Tode — sehen wir das Bild des Heldenjünglings, schön gehoben durch die zarte Weiblichkeit dieser Julia, nicht unwürdig dieses Romeo's. Ich vermag dieses Bild nicht zu schildern, — — der größte Dichter hat es gedacht, die größte Künstlerin dargestellt, jeder Schauende mit unverlöschlichen Zügen in seine Brust es aufgenommen.

(Wird fortgesetzt.)

A r a b e s k e n .

Nirgends übt der Sprachgebrauch mächtiger seine Tyrannei, als bei dem Worte „Zeit.“

Bald haben wir genug und viel, bald wenig, bald keine Zeit; wir nehmen uns Zeit; wir reden von einem Kommen und Entfliehen, von einem Gestatten oder Nichtgestatten der Zeit: gleich, als wäre sie ein Ding, das wir nach Gutdünken formen und handhaben, und, je nachdem es uns gefiele, begrenzen oder aufhalten könnten.

Gewiß: wir machen Alles mit der Zeit, aber die Zeit macht auch Alles mit uns!

Es ist eine schöne, interessante Eigenthümlichkeit des weiblichen Geschlechtes, daß es für die Qualitäten